

HEYNE <

Das Buch

Afrika, das ist Traum und Erwachen, die Leichtigkeit des Seins und die Bürde des Begreifens, Illusion und gnadenlose Realität zugleich.

Doktor Paul Merkel, Rechtsanwalt und Notar in Frankfurt, weiß das. Er ist mit den Farben und Gerüchen Kenias aufgewachsen und am grauen Einerlei Deutschlands fast erstickt. Nur dort, wo seine wahren Wurzeln sind, wird er wieder an Geist und Seele gesunden. Und so lässt der Fünfzigjährige in der größten Krise seines Lebens Familie, Beruf und Vergangenheit zurück und macht sich auf eine schicksalhafte Safari.

Gabriel sitzt am Steuer des gemieteten Geländewagens und erkennt schon am ersten Tag der Safari, dass Paul, der mit ihm Suaheli redet und die Affen als Brüder empfindet, kein Tourist wie andere ist. Er nimmt Paul mit in sein Dorf am Fuß des schneebedeckten Mount Kenya, und Paul taucht ein in eine ihm vertraute Welt – und er ahnt, dass es ihm nicht gegeben ist, um der Liebe willen einer Frau seine Seele zu übereignen. Noch weiß er nicht, wie er sich entscheiden wird. Wo es eine Zukunft für ihn geben kann. Er ist erfüllt von der großen Ruhe des Vergessens, bis eine unerwartete Wende eintritt, die sein Leben in Gefahr bringt.

»...mit wunderbaren Bildern vom Fremdsein in der eigenen Kultur und vom Vertrautwerden mit der Fremde.« *Süddeutsche Zeitung*

»Ihre Sprache ist wieder bildreich und voll mit erzählerisch üppigen Informationen über ein geheimnisvolles Land. Und während des Lesens rückt Afrika plötzlich ganz nah an Deutschland heran...« *Main Echo*

Die Autorin

Stefanie Zweig, 1932 in Oberschlesien geboren, wanderte 1938 mit ihren Eltern nach Kenia aus und verlebte ihre Kindheit in Ostafrika. 1947 kehrte die Familie nach Deutschland zurück. Die Autorin lebt heute als freie Schriftstellerin in Frankfurt. Für ihre Jugendbücher wurde sie mehrfach ausgezeichnet. Alle ihre großen Romane standen wochenlang auf den Bestsellerlisten und erreichen eine Gesamtauflage von über 6 Millionen Exemplaren. 1993 erhielt Stefanie Zweig die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. »Nirgendwo in Afrika« wurde von Charlotte Link verfilmt und erhielt 2003 den Oscar für den besten ausländischen Film.

Bei Heyne sind erschienen: *Nirgendwo in Afrika – Irgendwo in Deutschland – Und das Glück ist anderswo – Katze fürs Leben*

STEFANIE ZWEIG

**Doch die Träume
blieben in Afrika**

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Vollständige Taschenbuchausgabe: 07/2007

Copyright © 1998 by Langen Müller in der
F.A.Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Copyright © 2007 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Printed in Germany: 2007

Umschlagfoto: © Jeff Rotman / Iconica / Getty Images
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-81127-0

*In Afrika sollten Herzen nicht wie Bäume
zusammenwachsen, deren Wurzeln sich
begegnen. Sie sterben, wenn man sie trennt.*

Doktor Paul Merkel, Frankfurt, Savignystraße siebzehn«, sagte er, »wie ein Ferkel mit M wie Martha.« Während er den Straßennamen buchstabierte und seinen eigenen wiederholte, sprach er so deutlich, als sei es von irgendwelcher Bedeutung für seine Zukunft, daß eine fremde Frau am Titisee seine Personalien korrekt notierte. Merkel spürte, wie die Spannung allmählich in ihm nachließ; er konnte sogar dem Foto seiner Frau zulächeln.

Sollte ihn nicht seine Courage verlassen und sein Empfinden für Normalität und Verantwortung sich im letzten Moment durchsetzen, würde er in diesem Leben weder den Titisee wiedersehen noch die routinierte Optimistin mit der munteren alemannischen Stimme am anderen Ende der Leitung je kennenlernen. Er legte aus vier Kugelschreibern ein Parallelogramm und stellte befriedigt fest, daß seine Hand nicht mehr zitterte.

Die Vorstellung, daß er soeben den ersten Schritt auf einem Pfad ohne Umkehrmöglichkeit getan hatte, animierte Merkel. Sein Faible für Einbahnstraßen stammte aus der Zeit, als er mit einem Küchenlöffel Gräben für seine Schildkröte im nassen Sand des Flußbetts ausgehoben hatte. Sie waren alle als Sackgassen geendet.

Während er Fratzen mit auffallend großen Zähnen und fei-

nen, lockigen Haarschöpfen malte, hielt er den Hörer so weit wie möglich von seinem Ohr entfernt; ihn störte die professionelle Munterkeit der Frau, ihr Dialekt, daß sie, genau wie eine besonders unangenehme Mandantin, Bürkeli hieß und daß sie ihm weiszumachen versuchte, der Entschluß eines fünfzigjährigen Mannes zu einer vierwöchigen Kur sei außergewöhnlich originell.

Frau Bürkeli war die Sekretärin des Professors, für dessen Sanatorium in einer Sonntagszeitung inseriert worden war. Sie referierte über das Haus und erkundigte sich ebenso ausführlich nach Merkels Gesundheit wie nach seinen Vermögensverhältnissen. Unwillig rieb er sich die Stirn; die Erörterung der Zahlungsmodalitäten seiner Krankenkasse hätte ihn unter gewöhnlichen Umständen nicht gestört. Indes hatte er nach der anschaulichen Schilderung von lädierter Lebensfreude und Überarbeitung ein mehr auf seinen Fall bezogenes Echo erwartet. Er sagte sich jedoch, daß es nur ein sinnloser Verschleiß seiner Nerven wäre, wenn er Emotionen zuließ, und blieb verbindlich.

Noch war es ihm leicht, sich zu jener Logik zu ermahnen, die er bald so wenig brauchen würde wie Aktenkoffer und Robe. Wichtig war fortan nur noch, daß er in den nächsten vier Wochen keinen Fehler machte. Am Tag, an dem es sich herausstellte, daß Doktor Paul Merkel nie am Titisee angekommen war, mußten alle, denen er etwas bedeutete, vor allem sein Sohn, sein Sozium und erst recht Cornelia, glauben, er hätte die Kur ernsthaft geplant.

Es war Merkel angenehm, daß er bereits selbst an seine Geschichte zu glauben begann. Gut gelaunt plauderte er über den naßkalten Januar in der Großstadt, den Hang des modernen Menschen zu nachweihnachtlichen Depressionen

und die gesteigerte Wirksamkeit von Kuren im Winter. Als das Gespräch ins Stocken geriet, bot er eine Vorauszahlung an, Frau Bürkeli lehnte ab und fragte erleichtert nach dem Anreisedatum.

Merkel berechnete rasch die Zeit, die er für die Malaria-prophylaxe, Ticketbestellung und die im Lande nötigen Arrangements brauchen würde. Einen Augenblick überlegte er, weshalb es ihm überhaupt wichtig war, ob er an Malaria erkrankte oder nicht, und schüttelte den Kopf. Er nahm sich vor, sich später mit seinen widersprüchlichen Empfindungen zu beschäftigen.

Wegen unaufschiebbarer Verpflichtungen könne er frühestens in drei Wochen eintreffen, erklärte er. Es tat ihm gut, den Termin festzulegen, und er fühlte sich so befreit wie sonst nur in den seltenen Glücksmomenten, in denen er sich so vollkommen aus der Realität schleichen konnte, daß er noch nicht einmal Cornelias Anwesenheit bemerkte. Er wurde eine Spur unvorsichtiger, entließ seine Gedanken in die Zukunft und stellte sich – zu unvermittelt, um nicht die Tonlage seiner Stimme zu verändern – rote, staubende Erde unter duckenden Dornakazien vor. Erst fiel ihm die zur Szene passende Geräuschkulisse ein, dann allerdings auf, daß auch Frau Bürkeli zu Abschweifungen neigte.

»Nein«, verbesserte er, »ich bin kein Arzt, sondern Rechtsanwalt. Sie wissen doch, es sind die Rechtsanwälte, denen es nur gutgeht, wenn sie etwas zu klagen haben.«

Merkel befeuchtete seine Lippen und hörte mit dem Zeichen auf, um herzlich mit Frau Bürkeli zu lachen. Zweifellos hatte sie noch nie den alten Kalauer vom Klagebedürfnis der Juristen gehört.

»Sie haben wenigstens Humor«, schmeichelte er.

Er war nun wieder ganz bei der Sache, erkundigte sich nach den Einrichtungen des Hauses, nach Parkplatz- und Freizeitmöglichkeiten und nach der Garderobe, die er brauchen würde. Er würde sofort aus dem Büro stürzen und sich den ersten Jogginganzug seines Lebens kaufen, scherzte er. Ganz grün. Wie die Hoffnung. Der Witz erschien ihm zu banal. Er hatte das Gefühl, er müßte Wesentlicheres zur Sprache bringen, und hustete verlegen. Ratlos blätterte er in einer Akte, malte eine neue Fratze, die viel freundlicher ausfiel als die übrigen, und kam doch noch auf eine Frage, von der er fand, daß sie seinen Bedürfnissen gerecht wurde.

»Nein, die Patientenzimmer«, sagte Frau Bürkeli mit einer Bestimmtheit, die Merkel aus berufsbedingtem Widerwillen gegen abschlägige Bescheide verdroß, »sind nicht mit Fax-Geräten ausgestattet. Auch ein Telefon ist nur in therapeutisch gebotenen Fällen erlaubt. Der Herr Professor möchte seine Patienten von allen Bindungen lösen.«

»Interessant«, murmelte Merkel, »im Gefängnis nennt man das Kontaktsperre.« Er fand die Antwort so passend für einen Anwalt, daß er wohlwollend nickte, während er sprach. Da ging ihm auf, daß das Schicksal ihn soeben reich bedacht hatte.

»Aber Herr Doktor Merkel, sagen Sie doch so was nicht«, rügte Frau Bürkeli. Beruhigend wies sie darauf hin, daß gerade überlastete Menschen eine Welt ohne die Reizüberflutung des modernen Lebens brauchten. Wenn sie erstaunt war, daß Merkel nur sagte: »Das leuchtet mir ein«, so ließ sie sich nichts anmerken.

»Wäre Ihnen der erste Februar als Ankunftstag recht?« Er holte den Flugplan aus der Schublade und erwiderte: »Der dritte wäre mir lieber.«

»Drei ist auch meine Glückszahl«, lachte Frau Bürkeli, »ich freue mich, daß wir uns bald persönlich kennenlernen.«

»Zu früh gefreut«, atmete Merkel auf, als er den Hörer aus der Hand legte.

Zufrieden faltete er das Papier mit den fünf gezeichneten Fratzen zusammen – die letzte war farbig, hatte eine Kette aus schmalen Silberreifen um den Hals und zeigte eine Reihe großer Zähne. Er legte erst das Parallelogramm zum Dreieck um und ordnete dann die vier Kugelschreiber in dem vergoldeten Köcher mit dem Bildnis der Nofretete – Cornelias Geschenk zu seinem fünfzigsten Geburtstag. Es schauderte ihn jedes Mal, wenn er es sah. Als er aufstand, spürte er den Druck zwischen den Schultern, der ihm klar machte, daß er erst am Anfang seines Weges stand.

Er riegelte seine Tür von innen ab und ließ sich schwer in seinen Stuhl fallen. Er konnte die wilden Bilder nicht mehr bannen. Mal war er Kind, mal Greis, immer bedrängt von Wünschen, Träumen, Illusionen und einer Magie, die sein Gewissen tötete. Wie hatte der Entschluß zu dem irrwitzigen Ausbruch aus der Norm angefangen? Weshalb? Wann? Nein, es war keine Reise, zu der er rüstete. Er wußte es genau und seit langem. Paul Merkel war im Begriff, auf Safari zu gehen.

Es fiel ihm nun nicht mehr schwer, in seine Erinnerungen einzutauchen; zu oft war er den Weg gelaufen, hatte die Sonne auf der Haut, das versengte Gras unter den nackten Füßen gespürt, das Trommeln des afrikanischen Regens gehört und die Stimmen der Nacht. Es war die Weite einer Welt, in der Gefahr und Gelassenheit vertraute Geschwister waren, die ihn nicht losließ. Die Geschichte, für die er erst ein Mann werden mußte, um das letzte Kapitel zu schrei-

ben, hatte zwei Wochen nach seinem sechzehnten Geburtstag begonnen.

Es war sein letzter Tag in Afrika gewesen. Paul saß mit Kamau auf dem Stamm einer Zeder, die sie zusammen im Gewitter hatten stürzen sehen, und blickte in den Feuerball der Sonne – die alte Mutprobe der Kindertage. Wer sich zuerst geblendet abwandte, hatte verloren. Kamau war damals schon größer und kräftiger als Paul, doch erst seit kurzem wußte er auch alles besser und früher.

»Kwaheri«, lachte Paul, als die Sonne den Himmel entflammte, »meine Augen sind noch offen.«

»Die Sonne kommt morgen wieder«, höhnte Kamau, »der kannst du Kwaheri sagen.«

»Warum sagst du das? Warum sagst du das heute?« brüllte Paul mit dem Zorn des Besiegten, »warum sagst du das, wenn ich fort muß?«

Kwaheri war immer ein gutes Wort gewesen, so sanft wie der Tau am Morgen, doch auch scharf wie die Kälte der Nacht. Kwaheri sagten Menschen, die wußten, daß sie sich wiedersehen durften.

Wer jedoch Abschied für immer nahm, der sprach nicht mehr und schluckte Luft.

»Ich reise weit, aber ich komme wieder«, flüsterte Paul.

»Warum sprichst du dann so leise? Erst wenn du ein alter Mann bist und sterben willst, kommst du zurück. Weißt du das nicht?«

»Ich lasse meinen Kopf hier.«

»Dann darfst du heute noch nicht Kwaheri sagen.«

»Ich komme wieder«, rief Paul. Er freute sich am Schall seiner Stimme, doch Kamau lachte wie ein Schakal, der noch nie erfolglos zur Jagd aufgebrochen ist.

Wann immer Merkel in den Jahren seines Bewußtwerdens und am Anfang seiner Krise an das Gespräch dieses letzten Tages dachte, ließ er mutlos den damals noch zuversichtlich erhobenen Arm sinken. Nichts hatte er gewußt und Kamau alles.

Seine Welt, so glutvoll erwärmt von der Sonne Samburus und vom Wind der gehauchten Farben, die starben, ehe sie leuchten durften, gab es nicht mehr. Versperrt war das weite, trockene Tal mit den schwarzen Nächten, dem lichten Gestrüpp und den dunkeläugigen Impalas. Nie hatte er die sanften Blicke der geliebten Tiere vergessen, den Schwung ihrer zierlichen Hörner, den Klang ihrer Hufe auf weichem Boden.

»Wie konntest du dich je an die deutsche Kälte, an die Menschen hier, an die Kultur gewöhnen, wie konntest du dich mit einem so ganz anderen Leben abfinden?«

»Ich mußte«, sagte Paul Merkel, »mit sechzehn hat man keine Entscheidungsfreiheit. Jedenfalls nicht in Afrika. Mein Vater war Ingenieur. Er wurde von seiner Firma zurückgerufen. Wir mußten zurück.«

Frage und Antwort änderten sich nie, weder in der Schulzeit noch während des Studiums. Mit der Zeit wurden beide indes seltener und hörten manchmal gar zu schmerzen auf. Cornelia, der Paul so wenig wie nötig von seiner afrikanischen Vergangenheit und Sehnsucht erzählt hatte, weil er in seiner zweiten Ehe die Erfahrungen der ersten nicht vergessen konnte, nahm dennoch die Witterung auf.

»Manchmal schaust du mich an, und ich habe das Gefühl, du siehst mich gar nicht«, klagte sie.

Er seufzte meistens, wenn Cornelia das sagte, weil sie genau die Krise seiner Ehe umriß. Er hatte verlernt, seiner Frau

zuzuhören. Es hatte auch andere Zeiten gegeben. Besonders nach dem frühen Tod der Eltern, als er keine Gefährten mehr hatte, um Afrikas schützenden Zauber zurückzuholen, glaubte Merkel in zufriedenen Momenten, er hätte sich mit Deutschland, Europa, mit Enge, Farblosigkeit und Monotonie arrangiert. Er hatte sich an die Menschen gewöhnt, die so selten lachten, und er lachte selbst nicht mehr. Berufsanfang und unerwartet rascher Erfolg, die Ehe mit Anne, die Geburt des Sohns, der kurze Rausch der Einvernehmlichkeit und Jugend, das lange Erwachen und die Pein der Scheidung, die er trotz allem, was vorgefallen war, nicht wollte, ließen ihm wenig Muße zum Grübeln. Dann, kaum daß er wieder geheiratet und eine Balance der Seele erreicht hatte, die ihm wenigstens Gleichmut vorgaukelte, war die Abneigung gegen seinen Beruf gekommen.

Paul Merkel, bei dem sich die Menschen in besten Händen wähnten, der immer freundlich und auch stolz auf seine Erfolge gewesen war, begann sich zu verändern. Zunächst empfand er seine Mandanten und deren Klagen und Sorgen nur als lästig. Dann quälte ihn jedoch immer mehr ein Gefühl der Unlust, das seinem pflichtbewußten Naturell zuwider war, schließlich beutelte ihn eine Traurigkeit, die ihn in die Apathie trieb. Er wollte nichts mehr von den Streitigkeiten wissen, die ihm von den Klienten vorgetragen wurden, war nicht mehr fähig, Interesse vorzuheucheln. Schon lange hatte es ihn gestört, wenn die Mandanten fast ausnahmslos sagten: »Es geht mir nicht um mein Recht, sondern ums Prinzip.« Nun wurde er aggressiv, sobald die Menschen zu sprechen begannen, und er stellte sich immer intensiver vor, er würde erst dann wieder zu sich selbst finden, wenn er diesem verhaßten Satz entkam, den streitbaren

Besserwissern, die schon dann von Recht sprachen, wenn sie in den Spiegel schauten.

Als Herr Blumenschein, zweimal wegen Betrugs verurteilt, über Prinzipien zu rasonieren begann, obwohl es genau um zwei schief gesetzte Pflastersteine einer Terrasse ging, verlor Merkel Contenance und Maß. Gefährlich ruhig, wie eine Schlange, die zum Sprung ansetzt, sagte er: »Scheren Sie sich zum Teufel! Ihre Prinzipien interessieren mich einen Dreck.«

Er hatte sich sofort entschuldigt, später den Vorfall zu verdrängen versucht, selbst geglaubt, daß es die beginnende Grippe gewesen sei, die ihn zum Ausbruch getrieben hatte, doch aus der keimenden Saat war reiche Ernte geworden. Merkel fühlte sich elend und alt. Er schämte sich seiner depressiven Stimmungen und lähmenden Schwäche.

Doktor Paul Merkel mit dem Prädikatsexamen und der viel beneideten steilen Karriere hatte kein Verlangen mehr, den Menschen überhaupt zuzuhören, noch die Absicht, einen Tag länger als nötig über Rechtsprobleme zu referieren und Beweise für grundlose Behauptungen zu verlangen. Morgens fiel es ihm schwer, den Tag zu beginnen, und abends kehrte er so erschöpft heim, daß er weder essen noch reden konnte. Ihm blieben nur das Bewußtsein des Versagens und die schwelende Glut unruhiger Träume. »Sie tragen zu schwer an Ihrem Kreuz«, hatte der Orthopäde diagnostiziert. Der Internist hatte ihn mit einem Vorrat an Medikamenten versehen, die alle nicht halfen. Ein befreundeter Nervenarzt und – wie eine Himmelsfügung! – Cornelia rieten zur Kur.

Der Patient wehrte sich auf die übliche Art eines Mannes, der von Pensum und Pflicht redet. Sie glaubten ihm alle, daß er keine Veränderungen wollte. Eine Zeitlang noch glaubte

er an sein Verantwortungsgefühl und die früh erlernte Fähigkeit, sich zu fügen und nicht nach dem Warum zu fragen, doch immer häufiger verstummte er im Gespräch und wurde auch taub, wenn sein Verstand ihn vor der gefährlichen Safari warnte, die er seinen Augen gestattetete. Dann schlüpfte Merkel aus der Haut, die so lange schon nicht mehr die eigene war, und lief durch das hohe Gras, das in der Mittagsglut die Farbe wechselte und vor Sonnenaufgang den Tau ewiger Jugend trank.

»Du murmelst so komische Dinge im Schlaf«, hatte Cornelia nach dem Abend gesagt, als erstmals von der Kur am Titisee die Rede gewesen war.

»Ich spreche Suaheli, wenn ich mit mir allein bin.«

»Auf den Arm nehmen kann ich mich selbst.«

Er hatte sich Mühe gegeben, wenigstens korrekt zu bleiben. Wie in aller Welt sollte ausgerechnet Cornelia verstehen, daß er immer noch fließend Suaheli konnte, seit Jahren verbissen nach jeder abhanden gekommenen Vokabel fahndete? Er selbst hatte ja umsichtig dafür gesorgt, daß seine Frau nichts von den Menschen erfuhr, die ihn geliebt und geprägt hatten. Wie dann sollte sie spüren, wohin es den Mann trieb?

Das Telefon klingelte. Er wußte, ehe er den Hörer abhob, daß es Cornelia war, und machte sich so stark wie möglich, ehe er sich meldete. Nur sie wurde zu ihm durchgestellt, wenn er die Tür von innen verschlossen hatte. Sie verwechselte die Vorsicht eines langjährig verheirateten Mannes mit Verlangen und störte Merkel stets in bester Laune.

»Hast du im Schwarzwald angerufen, Chéri?«

Er schaute das Foto in dem Silberrahmen an und ermahnte sich zur Geduld.

»Hast du?« bohrte sie.

Cornelia nannte Paul noch nicht lange Chéri – erst seit der fünften Stunde im Französischkurs für Anfänger. Ursprünglich hatte er nie geglaubt, sie würde ihren so oft angekündigten Entschluß, zur Volkshochschule zu gehen, je wahr machen. Ermutigt und gelobt hatte er sie nie. Wieder spürte er die Last seines Gewissens, daß er Cornelia büßen ließ, was Anne ihm angetan hatte, doch er wertete es als positiv für sein momentanes Befinden, daß sie immer noch Chéri wie Sherry aussprach und er sich nicht so ärgerte wie sonst. »Ich hab angerufen«, erzählte er, froh, daß er ganz normal sprechen konnte, »aber da ist etwas, was mir gar nicht gefällt.«

»Was?«

»Kein Fax, kein Telefon. Die wollen, daß sich ihre Patienten ganz aus ihrer vertrauten Umgebung lösen. Wie soll das denn gehen?«

»Ich finde das großartig. Man hört doch immer wieder, wie gut es den Leuten bekommt, total abzuschalten. Frau Kretschmar sagt, ihr Mann sei nach so einer Kur richtig runderneuert. Der war auch im Schwarzwald. In einem ganz teuren Sanatorium.«

»Du bist doch ein kluges Kind, Cornelia«, sagte Merkel.

»Andere Frauen hätten wahrscheinlich Angst, der Mann gerät auf Abwege, wenn er nicht unter ständiger Aufsicht von zu Hause bleibt.«

Er kam sich wie ein Jäger vor, der zu sehr auf die eigene Klugheit und zu wenig auf die der Beute gesetzt hat. Einen Pulsschlag voller Einsicht und Reue wünschte er sich, seine Frau hätte die Spur entdeckt, die er soeben gelegt hatte, doch sie lachte nur, sagte: »Du Dummkopf« und legte auf.

Er stellte sich vor, wie sie den Kopf schüttelte und daß ihre schönen langen Haare um die Schultern wirbelten. Mit einem Mal sehnte er sich nach ihrer Wärme, Jugend und Gütmütigkeit.

Es mißbehagte Merkel, daß er sich rühren ließ. Seitdem es ihn nur noch selten nach Zärtlichkeit verlangte, mißtraute er der Weichheit, die ihm einst Naturell gewesen war. Es war nicht gut, an Verstand und Charakter zu zweifeln, wenn die Seele schneller ergraute als die Haare. Wie immer, wenn ihn die Last seiner Einsamkeit drückte, begannen die ungebetenen Bilder ihn zu bedrängen; eines fraß sich so fest in seine Sinne, daß er sich wie ein Kind die Hände vor die Augen hielt und stöhnte. Mbua war zurückgekehrt. Der große braune Hund mit den starken Pfoten, der Klügste seines Wurfes, hatte im Alter die Witterung für das Leben verloren und einen Wasserbock in den reißenden Fluß getrieben. Mbua war ertrunken, der Wasserbock hatte noch viele Jahre gelebt.

Merkel erlebte noch einmal den Schock des toten Weggefahrten, den er nicht hatte warnen, nicht hatte retten können. Er hatte seit Jahren nicht mehr an Mbua gedacht, und es erschien ihm symbolisch, daß er es gerade in einem Augenblick tat, da er selbst dabei war, den Sprung der Tore und Todgeweihten zu wagen. Nach einer Zeit, die ihm quälend lang erschien, gelang es ihm, sich vom Ufer des Flusses loszureißen.

Energisch zwang er sich zu den praktischen Überlegungen seiner Situation, stellte sich seinen Kleiderschrank vor, die vielen dunklen Anzüge und weißen Hemden, überlegte, welches Gepäck er nehmen müßte, wie er vom Flughafen in Nairobi aus am schnellsten in den Norden von Kenia ge-

langte, wie er, ohne Cornelias Mißtrauen zu erregen, für eine Kur im Schwarzwald Khakihemden und dünne Hosen einpackte. Er wußte noch nicht einmal, wo er solche Sachen im Januar kaufen konnte.

Die Heimlichkeiten, die von nun an nötig sein würden, erschienen ihm grotesk. Auf alle Fälle, da war er seiner Sache sicher, mußte der abstruse, pubertäre Plan, diese kindische Vorstellung von der Wiederholbarkeit des Glücks, über die Kräfte eines alternden Mannes gehen, der sich nichts mehr zutraute und bestimmt nicht die Phantasie haben würde, glaubhaft zu lügen. Er war nahe daran, noch einmal in Titi-see anzurufen und seine Anmeldung zurückzuziehen, doch allein der Gedanke an die übertrieben freundliche Stimme, der er seinen plötzlichen Sinneswandel erklären mußte, war ihm unangenehm.

Wochen später, als Wahrheit und Lüge nicht mehr wichtig waren und nur die Gegenwart Dasein bedeutete, bildete sich Merkel ein, er hätte bereits die Hand nach dem Hörer ausgestreckt, als er Kamaus Gelächter hörte. Stets hatte Kamau gespottet, Hände, die ein Buch hielten, wären zu langsam, um bei Gefahr das Messer aus der Tasche zu ziehen.

»Du kannst noch nicht einmal einen Schatten fangen«, hatte Kamau gerufen, wenn die Sonne sich anschickte, den Tag zu verschlingen. Sie waren damals beide dreizehn Jahre alt gewesen. Der blonde Paul ging mit Jules Verne auf Reisen und erzählte dem Freund, während sie die Zeit wie Sand durch die Finger rieseln ließen, vom verzauberten Ballon im Wirbel fliegender Wolken. Kamau mit den großen Augen, die er bei Gefahr auf Katzenart zu einem Spalt verkleinern konnte, wurde es nie leid, sich von Worten in fremde Welten treiben zu lassen, doch er glaubte nur, was er sah.

»Über meinen Schatten springen, das habe ich gelernt«, murmelte Merkel.

Als er ein Bündel Tausendmarkscheine, versteckt in einem Terminkalender vom Vorjahr, aus seiner Schreibtischschublade holte, schienen ihm Jugend und Freiheit zum Greifen nahe.

Zehn Minuten später war er auf dem Weg zum Reisebüro. Eisregen zerschnitt seine Haut, doch er spürte weder die Kälte noch das Ziehen zwischen den Schulterblättern, die ihn noch vor dem Anruf am Titisee schwach und melancholisch gemacht hatten. In der Schaufensterscheibe eines Schuhgeschäfts sah er sein Gesicht und trank Belebung. Seine Augen waren klar. Bald merkte er auch, daß sein Schritt so fest wie der eines Mannes war, der einen neuen Pfad ausgetreten hat. Er schaute seine Füße an und lächelte, als er die pelzgefütterten Schuhe sah.

Erleichtert, die Türklinke noch in der Hand, registrierte Merkel, daß er gut daran getan hatte, seinen Erinnerungen nachzugeben und zu Cook zu gehen. Der Raum hatte die altmodische Einrichtung englischer Reisebüros und kam ohne die üblichen Hochglanzposter von braungebrannten, salzhäutigen Menschen an einem königsblauen Meer aus. Es gab auch keine zu Fotosafaris animierenden Bilder von grasenden Zebraherden und Löwen, die aussahen, als hätten sie ihre Mähne von einem Coiffeur dauerwellen lassen. Er mochte solche Bilder ebensowenig wie das Wort Fotosafari. Die Vorstellung von Kenia als Tierparadies war ihm fremd.

Zwei junge Frauen und ein Mann hatten nur Augen für ihre Computer. An der Wand entdeckte Merkel ein Blechschild mit dicker schwarzer Schreibschrift. Es zeigte einen

Dampfer der dreißiger Jahre, der durch ein graues Meer glitt; Rauchschwaden aus roten Schornsteinen stießen an die Wolken. Als Kind hatte er solche Bilder nachgemalt. Rauch und Wolken gefielen ihm noch immer.

Ihm gefiel auch die schlanke rothaarige Frau mit Sommersprossen und grünen Augen. Sie lächelte häufig beim Telefonieren und war augenscheinlich noch nicht lange im Beruf. Ihr fehlten die angestrengt routinierte Freundlichkeit und prononcierte Sachlichkeit des Gewerbes; sie sprach Englisch mit einem Akzent, den Merkel sofort als Schottisch ausmachte. Ihm fiel sein Lesebuch des dritten Schuljahrs mit den vielen Geschichten von den Feen aus den Wäldern Schottlands ein. Sie hatten alle grüne Augen, waren humorvoll und hilfsbereit, schliefen in schweren violetten Blütenköpfen und ritten bei Tag auf Libellen.

Verwirrt, weil er am Kreuzweg seines Lebens durch Wälder wanderte, die er nie gesehen hatte, setzte sich Merkel auf den freien Stuhl vor die Rothaarige. Er hörte aufmerksam zu, wie sie von den Shetlands erzählte. Einmal lachte sie laut und ließ einen Hauch von Sehnsucht in ihre Augen, den er von sich selbst gut kannte. Weshalb er wohl mit seinem Sohn nie über Afrika gesprochen hatte? Jens und er waren sich nicht immer so fremd gewesen wie jetzt.

Merkel hatte seit Jahren nicht an die Shetlands gedacht; ein wenig irritiert und doch wohltuend entspannt, versuchte er, sich zu erinnern, was er von den Inseln hätte wissen müssen. Es war nicht viel. Da merkte er, daß die junge Frau nicht mehr telefonierte und ihn forschend betrachtete.

»Wissen Sie denn nicht, wo Sie hin wollen?« fragte sie.

»Entschuldigen Sie, ich habe geträumt. Von den Shetlands. Ich will nach Nairobi.«

Merkel stellte sich auf eine Reihe von Problemen ein; nervös überlegte er, was er antworten sollte, wenn die grüne Schottenfee ihm eine Fotosafari oder einen Badeaufenthalt in Mombasa vorschlug. Sie schien indes keineswegs verwundert, als sie fragte: »Nur Nairobi?«

»Nur Nairobi.«

»Okay. Wann wollen Sie hinfliegen und wann zurück?«

»Nur hin.«

Sein Gesicht erstarrte, als er seinen Fehler bemerkte. Kein Mensch, der wie er aussah, so durchschnittlich, so unentschlossen, bekümmert und vom Leben abgenutzt, buchte einen einfachen Flug von Frankfurt nach Nairobi. Menschen wie er fuhren an den Titisee und ließen sich massieren. Merkel wischte sich den Schweiß von der Stirn und biß seine Zähne aufeinander. Der eiserne Ring der Angst umklammerte seine Brust und forderte Rechenschaft für das, was er den Menschen antun wollte, die er trotz aller Vorbehalte liebte und für die er verantwortlich war.

Bekommen konstruierte er eine Reihe von Erklärungen für sein ausgefallenes Verhalten, konnte jedoch nicht sprechen. Nur fortlaufen wollte er, den Jogginganzug kaufen und Cornelia bitten, seine Sachen für den Titisee zu packen. Er war, erkannte Merkel, der Flüchtler geblieben, der schon im Aufbruch stolperte.

»Das wird teuer«, hielt ihm die junge Frau vor. Sie sah nun nicht mehr wie eine Fee aus, eher wie die resolute Lehrerin, die unter jeden seiner Aufsätze »zu viel Phantasie« geschrieben hatte.

»Schade«, sagte er und wußte nicht, wovon er sprach.

»Sie können doch das Datum Ihrer Rückkehr offenlassen. Außerdem bekommen Sie ohne Rückflugschein Mords-